

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 22. Oktober 1903.

(Nachdruck verboten.)

Zum Glück.

Roman von Margarete Böhme.

(Fortsetzung.)

Ihr Mann tat, als hätte er ihren Einwurf nicht gehört; ohne weitere Bemerkungen begann er die Einzelheiten der Heimreise zu erörtern. Edith widersprach erregt; plötzlich war ein heftiger Wortwechsel im Gange. Hedwig saß wie auf Kohlen, am liebsten wäre sie der peinlichen Notwendigkeit, dem ehelichen Streit beizuwohnen, durch eine schleunige Flucht entronnen, aber ihr, als Ediths Untergebenen, kam es natürlich nicht zu, ohne die ausdrückliche Erlaubnis ihrer Herrin vorzeitig den Tisch zu verlassen.

„Du hast mir gar keine Vorschriften zu machen! Ich bleibe hier, so lange es mir beliebt, und ich habe noch durchaus keine Lust, nach London zurückzukehren,“ schrie die junge Frau, warf Besteck und Serviette auf den Tisch, sprang auf, stieß den Stuhl auf dem sie gesessen, mit einer heftigen Bewegung zurück und stürzte fort in ihr Zimmer. Hedwig wollte ihr folgen, aber schon schnellte die Tür hinter Frau Edith ins Schloß; zudem hielt Bertholz, der sich ebenfalls erhoben hatte, sie mit einer raschen Handbewegung zurück.

„Geben Sie sich keine Mühe, meine Frau zu beruhigen, Fräulein Hedwig,“ sagte er heiser. „Die Frau nimmt doch keine Vernunft an, sie ist ja wahnsinnig — —“

„Ihre Frau ist nicht wahnsinnig. Sie haben nur ein merkwürdiges Ungeschick, mit ihr umzugehen,“ entgegnete Hedwig erregt. „Sie scheinen immer wieder zu vergessen, wie sehr sie der Schonung bedarf.“

„Wenn ich es nicht schon lange wußte, daß Edith und ich nicht zusammen passen und niemals etwas Gutes aus unserem Zusammenleben sich ergeben kann, so wäre es mir in den letzten vierzehn Tagen klar geworden,“ sagte Bertholz gepreßt. „Einen Augenblick — Hedwig — zwei Minuten hören Sie mich ruhig an — — ich flehe darum.“

In seiner Stimme und dem starren, flehenden Blick, der sich auf sie heftete, lag etwas, das sie gegen ihren Willen festhielt.

„Ich will mich kurz fassen. Nur wenige Worte und ein schweres Geständnis: Ich war ein Elender, als ich Sie aufgab, Hedwig, denn ich liebte Sie, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann . . . ich habe überhaupt nie aufgehört, Sie zu lieben. Aber der Bankrott Ihres Vaters war ein schrecklicher Schlag für mich. Ich trug mich mit großen Plänen, die das Kapital Ihres Vaters verwirklichen helfen sollte.“

„In unserem Geschäft weiß man mehr als in jedem andern, was für eine furchtbar komplizierte Macht das Geld ist, und der Wunsch, reich zu werden, als Chef an der Spitze eines großen Bankhauses zu stehen, war mächtiger in mir als alles andere. Edith gefiel mir auch gut, aber sie wäre nicht für mich in betracht gekommen, wenn sie mittellos oder nur mäßig wohlhabend gewesen wäre: Kurzum, heute haben mich meine von Glück begünstigten Unternehmungen selbständig gemacht . . . ich brauche das Geld meiner Frau nicht mehr. Und da unsere Ehe doch einmal kreuzunglücklich ist, so stehe ich nicht an, dieses unnatürliche Verhältnis durch eine gesetzliche Scheidung zu lösen — wenn — Sie mir verzeihen, und wenn Sie mir Hoffnung geben, daß ich nach der Wiedererlangung meiner Freiheit aufs neue um Ihre Liebe werben darf —“

„Nicht weiter, Herr Bertholz!“ rief Hedwig mit blitzenden Augen. „Das ist eine unerhörte Beschimpfung, die Sie mir zufügen!! Und damit Sie ein für allemal wissen, wie wir zueinander stehen, nehmen Sie auf mein Wort die heilige Versicherung, daß ich Sie nie wirklich geliebt habe, und ich dem Schicksal daher danke, daß es mich vor Schlimmem behütete. Ich schätze Sie bis jetzt als den lieben Gespielen meiner seligen, entschwundenen Kindheit — — zerstören Sie mir nicht die Erinnerung an jene schöne Zeit, indem Sie Ihr eigenes Bild in meinem Andenken düster übermalen. Nie wieder — — hören Sie — — nie wieder will ich solche Worte von Ihnen hören!“

Sie war außer sich vor Zorn und Erregung. Eine dunkle Blut färbte ihre Wangen. Der Bankier schlug unwillkürlich die Augen nieder unter dem groß und vorwurfsvoll auf ihn gerichteten Blick des Mädchens.

„Hedwig . . . ich beschwöre Sie,“ — kam es klanglos von seinen Lippen, aber eine jähe Bewegung der vor ihm Stehenden ließ ihn unvermittelt verstummen.

„Ich will nichts weiter hören,“ rief sie gebieterisch, „noch ein Wort, und ich muß glauben, daß Sie mein Feind sind, den ich hassen und — verachten muß — —“

Bertholz erblaßte. Seine Züge arbeiteten so krampfhaft und seine ganze Haltung drückte eine so tiefe Niedergeschlagenheit aus, daß Hedwig eine Regung des Mitleids für den einst so innig von ihr geliebten Freund nicht unterdrücken konnte.

„Besinnen Sie sich doch auf sich selbst,“ sagte sie in veränderten, heinahe mütterlich herzlichem Tone. „Sie haben mir einst Ihre brüderliche Liebe angeboten, ich nehme Sie jetzt beim Wort. Wie Geschwister wollen wir zueinander stehen, und wie eine richtige, gute Schwester will ich Ihnen helfen, die Konflikte in Ihrer Ehe zu einer glücklichen, versöhnlichen Lösung zu bringen. Reisen Sie ab, lassen Sie mich mit Ihrer Frau allein, ich werde alles ausbieten, um ihr Vertrauen in noch größerem

Maße als bisher zu erwerben und sie im verfühnlischen Sinne zu beeinflussen. Sie aber müssen mir versprechen, daß auch Sie von Ihrer Seite nichts unterlassen wollen, um das Verhältnis zu Ihrer Gattin besser zu gestalten. Daß Sie mit dem Prinzip des kategorischen Imperativs und dem Pochen auf die Oberrechte des Mannes bei dieser ungewöhnlichen und nebenbei leidenden Frau nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielen, müssen Sie doch selber einsehen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie beide glücklich würden — — so sehr," schloß sie leise.

Minuten verstrichen. Bertholz sah stumm, mit fest zusammengebißnen Lippen vor sich zu Boden, als er aber endlich den Blick zu Hedwig erhob, schimmerte etwas wie Rührung in seinen Augen.

"Ich will mir um jeden Preis Ihre Achtung wieder eringen," sagte er leise, aber mit fester Stimme, "und deshalb soll Ihr Wunsch mir Befehl sein. Disponieren Sie! Ich füge mich Ihren Anordnungen. Und wenn es Ihnen gelingt, mein Zusammenleben mit Edith noch zu einem erträglichen zu machen, wird Ihnen neben meiner — — Verehrung meine unbegrenzte Dankbarkeit zu teil werden . . ."

"Sie müssen mir Ihre Hilfe leihen, wenn etwas erreicht werden soll — — Versprechen Sie mir, daß Sie mehr als bisher Geduld haben wollen."

"Alles verspreche ich Ihnen, Hedwig — alles. Entziehen Sie mir nur nicht ganz Ihre Zuneigung."

Sie schüttelte den Kopf. Schweigend reichten sie einander die Hände.

Ein heftiges Geräusch im Nebenzimmer ließ sie erschrocken auffahren. Als Hedwig die Verbindungstür öffnen wollte, war diese verschlossen. —

In der Nacht bekam Frau Edith krämpfeartige Zufälle, die ein schleuniges Herbeirufen des Arztes notwendig machten. Am Morgen hatte sich der Zustand der Kranken etwas gebessert; trotzdem erklärte der Arzt auf das entschiedenste, daß der weitere Paroxysmus der Krankheit eine Überführung der Patientin in eine Nervenheilanstalt nunmehr dringend zur Notwendigkeit mache; nur durch eine längere, durchaus individuelle Behandlung, die eben nur in solcher Anstalt möglich und durchführbar sei, könne eine dauernde Genesung herbeigeführt werden.

Edith widersetzte sich anfangs dem Plan ihrer Übersiedelung in eine Nervenheilanstalt auf das entschiedenste, als sie aber einsehen mußte, daß jeder Widerstand nutzlos war, ergab sie sich mit stummem, oppositionellem Trotz in die Dispositionen des Arztes. Ihr Mann reiste am Abend des nächsten Tages nach London zurück; zwei Tage darauf trat sie in Hedwigs Begleitung die Reise nach dem im Harz gelegenen, von dem Nauheimer Arzt warm empfohlenen Sanatorium für Nervenranke an.

Es war eine lange, einförmige Fahrt. Edith sprach nur das Nötigste; bisweilen, wenn Hedwig den Blicken der jungen Frau begegnete, glaubte sie einen lauernden, beinahe feindseligen Ausdruck darin zu lesen, der sie stutzen machte. Um die ohnehin Leidende nicht noch mehr aufzuregen, vermied sie jede überflüssige Frage. An Ediths stets wechselnde Empfindungen gewöhnt, legte sie der schmollenden, trozigen Haltung derselben weiter kein Gewicht bei, ja, Ediths Schweigsamkeit gab ihr Muße, ihren Gedanken mehr als bisher nachzuhängen.

Der Zug passierte auch ihre Vaterstadt. Hedwig war seit drei Jahren nicht mehr dort gewesen, eine starke heiße Sehnsucht zog sie bisweilen nach den teuren Gräbern, aber die Entfernungen waren immer zu groß gewesen, und die Reise zu kostspielig, als daß sie dem Zuge ihres Herzens öfters hätte folgen können.

Spät abends waren sie am Ziele. Das Sanatorium „Mariental“ lag im Herzen der Berge mitten in herrlichem Tannenwald. Am dunkelblauen Nachthimmel stand der Vollmond und goß sein blankes Silberlicht über die weiße Fassade des zweistöckigen, reich mit Türmen, Erkern und Balkons geschmückten schloßartigen Gebäudes. Die Fenster waren schon alle dunkel, nur im Portal brannte noch eine Laterne. Das große, stille, weiße, mondbeschienene Haus inmitten hundertjähriger Tannen machte einen fast feierlich friedlichen Eindruck.

Hedwig schlief in dieser Nacht fest, ruhig und traumlos.

Am anderen Morgen erklärte Edith sich zu angegriffen, um aufstehen zu können, gegen zehn Uhr begab Hedwig sich deshalb allein in das Sprechzimmer des leitenden Arztes, um ihm die nötigen Anhaltspunkte über Ediths Leiden zu geben.

Sie hatte den Namen des Sanitätsrats noch nicht gehört; umsomehr erstaunte sie, als sie in dem eleganten Arbeitszimmer des Arztes Dr. von Buttler gegenüberstand. An der Bewegung in seinen Zügen und dem Ausfluchten seiner Augen sah sie, daß auch er sie sofort erkannte. Er hatte sich wenig verändert. In das tiefe Schwarz seines Vollbarts und das volle Haar mischten sich vereinzelt Silberfäden, als die einzigen Anzeichen der inzwischen verfloßenen Jahre.

"Fräulein Biekamp, das ist eine Überraschung! Ich habe so oft an Sie gedacht und mich mit der Frage beschäftigt, wo Sie geblieben wären", sagte er herzlich, ihr beide Hände entgegenstreckend, "hoffentlich kommen Sie nicht als Patientin zu uns . . . Sie sehen, gottlob, nicht wie ein nervenkrankes Wesen aus."

"Nein, Gott sei Dank bin ich gesund", erwiderte Hedwig ernst, "ich begleite Frau Bertholz-Stonefield aus London, die, wie Ihnen wohl schon gemeldet, sich einige Zeit in Ihre Behandlung geben möchte."

"Bertholz — —" Dem Arzt schwebte sichtlich eine Frage auf den Lippen, die er unterdrückte. Hedwig erriet seine Gedanken.

"Die Gemahlin meines Jugendfreundes Wilhelm Bertholz," erklärte sie ruhig, "vielleicht wissen Sie, daß wir unsere Verlobung ein Jahr nach dem Tode meines Vaters in gegenseitiger Übereinstimmung lösten."

Dr. von Buttler nickte. Er hatte davon gehört und wie alle unbefangenen urteilenden Personen, die das Brautpaar kannten, damals Bertholz Handlungsweise dem verlassenen Mädchen gegenüber perfid gefunden. Daß Hedwig in selbstloser Liebe nun noch die Frau des Mannes, der so niedrig an ihr gehandelt, pflegte, verlieh ihr in seinen Augen eine besondere Größe, die ihn ergriff und rührte und alle sorgfältig eingefärgten Gefühle für das arme Mädchen zu neuem Leben erweckte.

Buttler gehörte zu jenen Männern, die nur einmal im Leben ihre Neigung einem weiblichen Wesen schenken, die, wenn ihre erste Liebe einen unglücklichen Verlauf genommen, niemals zum zweiten Male ihr Herz verschenken.

Es war dem Sanitätsrat oft nahe gelegt worden, sich — schon in anbetrachter seiner Stellung — zu verheiraten. Unzählige Male hatten sich ihm Gelegenheiten geboten, mit Erfolg um schöne, lebenswürdige Mädchen aus hochangesehenen Familien zu werben, ohne daß er sich je entschließen konnte, Hedwigs Bild von einer anderen aus seinem Herzen verdrängen zu lassen. Wohl war er nicht der Mann, der in nutzloser Sentimentalität einem unabänderlichen Geschick nachtrauert, sein Beruf hatte all die Jahre hindurch seine ganze geistige und körperliche Kraft beansprucht, aber als er in dieser Stunde Hedwig wieder gegenüberstand, empfand er intensiver als je zuvor, wie teuer sie ihm war, und ein warmes Dankgefühl für die Vorsehung, die sie hin zu ihm geführt und ihm vielleicht dennoch die Erfüllung seiner

Herzenswünsche schenkte, durchströmte seine Seele. Nur mit halbem Ohr hörte er zu, wie Hedwig ihm Frau Ediths Leiden schilderte.

„Wir werden sehen! Wir werden sehen“, sagte er mechanisch, „vor allem muß ich mir die Dame erst einmal betrachten —“

Auf ihrem Zimmer angelangt, fand Hedwig, die Edith schlafend antraf, Zeit, über das wunderbare Wiedersehen nachzudenken. Sie hatte an Buttler immer mit warmer Dankbarkeit gedacht, und wie sie nun so allein in dem kleinen, einsamen stillen Zimmer saß, zogen ihr plötzlich allerlei Vorstellungen durch den Sinn, wie sich alles gestaltet hätte, wenn sie dem Wunsche des Vaters nachgegeben und Buttlers Werbung angenommen hätte. Wie war sie so töricht damals gewesen, als sie die paar Jahre Altersunterschied schon an sich für ein unüberwindliches Hindernis angesehen hatte. Die Schule des Lebens erst hatte sie geläutert und ihre Augen für die Werte und Unwerte der Menschen sehend gemacht. So ganz anders als früher erschien er ihr heute, ein wehes Gefühl durchbebt ihr Herz, als sie dachte, daß sie damals in törichtem Unverstand vielleicht ihr wahres Glück von sich gestoßen hatte — um eine Attrappe, den echten Edelstein um eines Stückchen Glases willen verworfen hatte.

Je näher sie Doktor von Buttler im Laufe der nächsten Wochen kennen lernte, desto höher stieg ihre Wertschätzung für den berühmten Nervenarzt und — mehr noch vielleicht für den schlichten, liebenswürdigen, vornehmen Menschen. Die Kranken vergötterten ihren Arzt; die Anstalt war unter Buttlers Leitung zu einer der angesehensten ihrer Art in Deutschland geworden und weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt.

So glänzende Resultate der Sanitätsrat durchschnittlich an allen Kranken, die sich seiner Behandlung anvertrauten, erzielte, Ediths Zustand besserte sich während ihres Aufenthalts in der Anstalt nicht im geringsten, — im Gegenteil schien sich ihr Leiden mehr und mehr zu verschärfen.

Im Umgang wurde sie immer unleidlicher, immer reizbarer und schwerer zu behandeln; sie quälte Hedwig aufs äußerste, und wenn diese nicht ihres Versprechens, das sie sowohl Mrs. Brouwer als Ediths Gatten gegeben, eingedenk gewesen wäre, hätte sie am liebsten ihren undankbaren Posten als Gesellschafterin der hypernervösen Frau niedergelegt. Was sie zuvor nie empfunden hatte, das merkte sie jetzt: Edith verstand es, ihre Umgebung auf eine förmlich raffinierte Art und Weise zu peinigen.

„Ich begreife nicht, wo Sie die Geduld hernehmen, den verrückten Launen dieser Frau stand zu halten“, sagte Doktor Buttler eines Tages aufgebracht, „einige Wochen sehe ich mir die Geschichte noch an, dann schiebe ich die Dame ab. Da sie meinen Anordnungen konsequent zuwiderhandelt, weiß ich nicht, was ich hier länger mit ihr anfangen soll. Ich kann es auch nicht ansehen, wie Sie von ihr gepeinigt werden. Keine Stunde bliebe ich an Ihrer Stelle in der Nähe der Frau.“

Um Hedwigs Lippen flog ein schmerzliches Lächeln. Sie wußte nicht, weshalb der Gedanke, Marienthal demnächst verlassen zu müssen, ihr plötzlich so nahe ging und ihr so weh tat.

„Ich habe versprochen, bei Mrs. Bertholz auszuhalten“, erwiderte sie, „und dann — ich habe in meinen früheren Stellungen schon Schlimmeres erfahren. In solchen Fällen muß man immer fürchten, vom Regen in die Traufe zu kommen.“

Buttler wollte etwas sagen, aber das ihm auf den Lippen schwebende Wort blieb unausgesprochen, da er in diesem Augenblick gerade abgerufen wurde.

Am Tage vorher hatte Hedwig beim Aufräumen ihrer Gabeligkeiten ein kleines Tagebuch aus ihrer Mutter Mädchenzeit gefunden, und beim Durchblättern der vergilbten Blätter hatte

sie aus einer Aufzeichnung gesehen, daß ihre Eltern sich in Marienthal kennen gelernt hatten. Das Haus und seine Umgebung waren ihr daher plötzlich doppelt interessant, nach den im Tagebuch eingetragenen Notizen konnte sie genau die verschiedenen Plätze auffinden, wo sich irgend etwas auf die Entwicklung der Herzensangelegenheit ihrer Eltern Bezügliches und für diese Bedeutsames zugetragen hatte. Es schien ihr ein so wunderbarer Zufall, der sie gerade in dieses Sanatorium verschlagen hatte — fast wie das Walten einer höheren Vorsehung.

Als sie nach jener kurzen Unterredung mit Doktor von Buttler in Ediths Zimmer zurückkehrte, fand sie diese in schlechtester Laune. Nachdem die junge Frau ein halbes Dutzend unmögliche Befehle gegeben, in nörgelndem Tone allerhand Ausstellungen gemacht und schließlich seufzend über Hedwigs Begriffsstutzigkeit und Rücksichtslosigkeit lamentiert hatte, fragte sie Hedwig plötzlich unvermittelt, wie ihre Vaterstadt heiße.

Arglos gab Hedwig Auskunft, aber kaum hatte sie den Namen genannt, als die jähe Veränderung in Ediths Zügen sie darauf aufmerksam machte, daß diese mit der Frage einen bestimmten Zweck verbunden hatte.

„Merkwürdig“, sagte sie kurz und rasch atmend, „das ist ja auch Mr. Bertholz' Geburtsort. In einem so kleinen Orte pflegen die Leute einander doch zu kennen, zumal diejenigen, welche dort geboren wurden und ziemlich in einem Alter stehen. Weder Sie noch Mr. Bertholz haben mir aber gesagt, daß Sie einander kennen. Das ist sehr seltsam und läßt allerhand Schlüsse ziehen.“

Hedwig errötete dunkel. In ihrer Verwirrung und Befangenheit stand sie wirklich wie eine erkappte Sünderin vor den durchbohrend auf ihr ruhenden Augen der zornbebenden Frau.

„Mich täuschen Sie nicht“, fuhr Edith fort, „ich habe längst erkannt, welche eine doppelzüngige Rolle Sie mir gegenüber spielen, und daß Sie geheime Beziehungen zu meinem Manne unterhalten. An jenem verhängnisvollen Tage, als Mr. Bertholz mich bei Tisch insultierte und ich darauf in mein Zimmer flüchtete, hörte ich, wie er zu Ihnen von einer Scheidung sprach und daß Sie dann die Seine würden — Ich mache Ihnen aber einen Strich durch die Rechnung; jetzt lasse ich mich nicht scheiden, jetzt erst recht nicht — Und sterben will ich auch nicht, den Gefallen tue ich Euch nicht . . . So, nun wissen Sie, wie wir beide zu einander stehen, damit punktum —“

Hedwig hatte während der sich überstürzenden Rede der jungen Frau allmählich wieder ihre Fassung zurückgewonnen. So schmerzlich sie auch die zornig hervorsprudelnden Beschuldigungen traf, so tief verletzt sie sich durch Ediths Verdächtigungen fühlte — sie sagte sich doch, daß Ediths Mißtrauen in gewisser Hinsicht nicht unberechtigt war. Es war ihr ja selber so schwer geworden dies Verheimlichen und Bertuschen, zumal sie schon länger instinktiv den in der jungen Frau aufkeimenden Argwohn herausgeföhlt hatte.

In dem Augenblick, als sie antworten wollte, klopfte es und das Zimmermädchen trat mit dem Teegeschirr ein. Während das Mädchen die Decke über den Tisch breitete, machte Hedwig sich an dem Serviertisch zu schaffen; ihre Hände, die das Porzellan ordneten, bebten heftig, und ein scheuer, ängstlicher Blick streifte Edith, die totenblaß, mit verzerrten Zügen in ihren Sessel zurückgefallen war. Obwohl sie sich selber keines Unrechts bewußt war, zitterte Hedwig dennoch vor den nächsten Minuten. Wie würde Edith ihr Bekenntnis aufnehmen? Würde es sie beruhigen, oder einen neuen Erzeß hervorrufen? Bei dem wechselnden Temperament der Kranken mußte man immer auf alle Eventualitäten gefaßt sein. Dabei fiel es Hedwig ein, daß Doktor Buttler ihr eben vorhin Beruhigungstropfen für die Kranke gegeben hatte. Behn

Tropfen in Tee, Wein oder Milch sollten sofort eine beruhigende Wirkung auf die erregten Nerven hervorrufen. Mechanisch zog sie das Fläschchen aus der Tasche und goß einige Tropfen in die von Edith gewöhnlich benutzte Tasse. Als das Mädchen gegangen war, schenkte sie den Tee ein und stellte die Tasse vor Ediths Platz hin. In diesem Augenblick geschah etwas völlig Unerwartetes: Edith schnellte von ihrem Platz empor, schleuderte mit einem schrillen Aufschrei die gefüllte Tasse nach Hedwig, die über deren Schulter hinwegfliegend an der Wand in unzählige Scherben zerfiel.

„Mord! Mörder! Zu Hülf! Sie wollen mich vergiften — —“

Wie eine Rasende schrie sie und drückte auf den Knopf des elektrischen Läutewerks. kaum zwei Minuten später war das Zimmer voll Menschen, von denen allerdings keiner die zusammenhanglosen Ausrufe der vor Aufregung halb wahnsinnigen, jedenfalls unzurechnungsfähigen Frau verstand. Hedwig war selber vor Schreck und Entsetzen wie gelähmt, erst als nach einer kleinen Weile Dr. Buttler auf der Bildfläche erschien und die Leute hinauswies, kam sie zur Besinnung und gab eine kurze Erklärung des Vorgefallenen.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Unglaublich“, sagte er in strengem Tone zu der jungen Frau, „wenn Ihre Exaltation nicht ein Ausfluß Ihrer Krankheit wäre, und Ihre momentane Unzurechnungsfähigkeit Ihr Verhalten einigermaßen entschuldigte, wüßte ich nicht, wie Sie die unerhörte Beleidigung, die Sie Ihrer selbstlosen, aufopfernden Pflegerin zufügen, überhaupt je sühnen könnten. Sie sind nicht in der Verfassung, als daß man sich zur Stunde mit Ihnen vernünftig auseinandersetzen könnte. Ich werde Ihnen vorläufig eine doppelte Dosis der vermeintlichen „Gisttropfen“ geben und dann werden wir Sie allein lassen. Aber eins möchte ich Ihnen noch sagen, meine gnädige Frau: Mit meiner Geduld ist es nachgerade zu Ende. Ich weiß nicht, weshalb Sie überhaupt zu uns gekommen sind, wenn Sie meine Anordnungen konsequent mißachten wollen. Ich werde Ihren Angehörigen, die Sie uns anvertraut haben, schreiben, daß Mariental kein Sanatorium für Kranke Ihrer Art ist, und ihnen gleichzeitig die Nervenheilanstalt eines mir befreundeten Kollegen, des Doktor Brenzlau in Thüringen, für Sie empfehlen. Dorthin schicke ich die Patienten, deren Zustand bereits in ein Stadium getreten ist, das sie für uns, die wir nur geistig Gesunde aufnehmen, unmöglich macht. Doktor Brenzlau's Anstalt ist die letzte Station vor jenem Hause, in dem nur die von tiefster geistiger Nacht Umfangenen Aufnahme und Zuflucht finden. An Ihnen selbst liegt es, sich dieses düstere Schicksal — das Sie, wenn Sie sich weiter so gehen lassen, unfehlbar über sich heraufbeschwören — zu ersparen. Nicht immer, aber oftmals vermag der Mensch sich sein Geschick selber zu zimmern. Sie sind nicht so krank, um nicht durch etwas Selbstzucht, etwas Selbstüberwindung und etwas weniger Egoismus eine Wendung zum Besseren in Ihrem Befinden herbeiführen zu können. Dagegen zerreiben Sie sich vorsätzlich, indem Sie sich künstlich Affektionen ansuggerieren und sich mutwillig immer tiefer in Ihre krankhaften Ideen hineinarbeiten. Versuchen Sie jetzt ein wenig zu schlafen. Nach einer Stunde wird Fräulein Biefkamp nach Ihnen sehen.“

Doktor Buttler öffnete die Tür und ließ Hedwig an sich vorüber auf den Korridor treten, dann zog er die Tür hinter sich zu.

Mechanisch, wie jedes eigenen Willens beraubt, schritt Hedwig an der Seite des Arztes weiter, der Korridor mündete auf einen weiten Treppenplatz, der sein Licht durch ein hohes, tiefnisches Spitzbogenfenster erhielt. Wie in geheimer Übereinstimmung blieben beide an diesem Fenster stehen. Ein Flügel stand offen. Der Wind wehte eine Anzahl gelber Herbstblätter hinein;

auf dem bunten Weinlaub, das die Mauer und zum Teil auch das Dach des vorspringenden niedrigeren Anbaues umspann, spielten leuchtende Sonnenfunken. Auch über das düstere Schwarzgrün der hohen Edeltannen jenseits des Hofes breitete die herbstliche Nachmittagssonne einen milden, erwärmenden Goldglanz.

Hedwig aber sah nichts von der unvergleichlichen Schönheit dieser stillen, sonnigen Szenerie vor ihren Augen; ihre bis dahin mühsam behauptete Haltung brach jählings zusammen. Zu viel war in dieser letzten Viertelstunde auf sie eingestürmt; beide Hände vor das Gesicht legend, brach sie in ein bitterliches Schluchzen aus.

Der Sanitätsrat ließ sie gewähren; unverwandt blickte er finnennd hinaus in die malerische Pracht des Herbsttages, erst als das Mädchen neben ihm ruhiger wurde, wandte er sich ihr zu und nahm ihre Hände mit sanfter Gewalt in die seinen.

„Sie sollen nicht länger in dieser unerträglichen Stellung bleiben“, sagte er leise, „ich — — nun, Sie wissen ja, daß ich einst um Sie warb, Hedwig. Sie lehnten meinen Antrag ab, und mit Recht, denn ich hatte gewiß nicht den rechten Weg gewählt, um mir Ihre Zuneigung zu erwerben. Anstatt zuerst Ihren Vater aufzusuchen, hätte ich bestrebt sein müssen, mir vorher Ihre Liebe zu erringen, mich Ihnen näher zu bringen . . . aber ich liebte Sie eben so sehr, daß ich meinte, eine solche starke Neigung müsse hypnotisierend wirken und ohne weiteres Gegenneigung erwecken. Ich war bis jetzt immer der Ansicht, daß ein Mann sich seiner Würde vergibt, wenn er an einer Stelle, wo man ihn einmal verschmäht, zum zweiten Male wirbt, aber seit dem Augenblick, wo Sie mir wieder gegenübertraten, weiß ich, daß wahre Liebe nicht von so kleinlichen Gesichtspunkten ausgeht. Wenn meine Neigung zu Ihnen überhaupt noch einer Steigerung fähig war, so möchte ich behaupten, daß Sie mir heute noch teurer sind als damals — — Liebe, liebe Hedwig — — darf ich hoffen, daß auch Sie dem alternden Manne mit den grauen Haaren ein wenig gut sind — — Wollen Sie die Meine werden — —“

Er führte ihre Hand an die Lippen und sah ihr mit einem tiefen, fragenden Ausdruck in die Augen. Und Hedwig — — Vor Verwirrung und Überraschung war ihr die Zunge momentan wie festgebannt, aber bei alledem zitterte ein unnennbar süßes, seliges Glücksempfinden durch ihr Herz, eine Antwort auf die bedeutungsvolle Frage vermochte sie nicht zu geben. Sie schmiegte sich nur fest in den sie umschlingenden Arm und schloß die Augen, und plötzlich wußte sie es, daß dieser Mann der eine, einzige war, dem ihr ganzes Herz gehörte, und daß es eine freundliche Vorsehung gewesen, die ihr dieses große, große Glück aufgehoben und sie durch ein Labyrinth dunkler Wege zu diesem Ziele führte . . .

VIII.

Als Hedwig eine Stunde später wieder in Ediths Zimmer trat, fand sie die Kranke aufrecht auf dem Divan sitzend und anscheinend viel ruhiger. Bei Hedwigs Eintritt zuckte sie zusammen und blickte flüchtig auf.

„Ich muß Sie wohl um Verzeihung bitten für den ungeredhten Verdacht,“ sagte sie mit klangloser, monotoner Stimme, „ich dachte — ich meinte — hm — und da Sie zugeben müssen, daß meine übrigen Kombinationen bezüglich Ihres Verhältnisses zu meinem Mann — zu Mr. Bertholtz . . .“

„Ich verzeihe Ihnen gern, obgleich es mich schmerzt, daß ein einfaches Mißverständnis ein so schreckliches Mißtrauen in Ihnen heranziehen konnte, Frau Edith,“ erwiderte Hedwig ernst, aber mit einer Herzlichkeit, die auf die junge Frau sichtlich Eindruck machte. Hedwig hatte die Kränkung, die Edith ihr angetan, in Wahrheit vergessen, ihr junges, reiches Glück löschte jede bittere Empfindung aus und breitete auch über die ewig nörgelnde, verbitterte und unzufriedene Kranke einen verklärenden und verböhnenden Schimmer. Sie sah in Edith wieder einmal nur die

bedauernswerte, leidende Frau, deren krankes Gemüt Schonung und Mitleid erforderte, und der man nicht zürnen und grollen durfte.

„Ich bin so glücklich,“ sagte sie, ihren Gedanken unbewußt Worte leihend, „soeben habe ich mich mit Doktor von Buttler verlobt. Soweit ich Sie kenne, werden Sie sich über mein Glück freuen. . . Heute über fünf Wochen wollen wir uns in aller Stille trauen lassen.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Migräne.

Plauderei von Frau Dr. med. Blochmann.

„Es ist fürchterlich, wie solche Modefrankheiten um sich greifen!“ hörte ich neulich einen älteren Herrn sagen, als man sich nach dem Befinden seiner häufig an Migräne leidenden Frau erkundigte.

„So nennen Sie die Migräne eine Modefrankheit?“ fragte eine Dame.

„Natürlich. Denn früher kannte sie kein Mensch. Heutzutage aber kann man sicher sein, daß eine Frau, wenn sie sich ärgert oder vermehrte Arbeit im Haushalt hat, sofort einen Migräneanfall bekommt. Das rührt aber nur von der gegenwärtigen Verästelung her, in der die Damen sich gefallen. Wenn ich an meine selige Mutter denke! Vierundachtzig Jahre ist sie alt geworden und hat nicht ein einziges Mal Migräne gehabt. Aber freilich machte sie sich auch Bewegung! Vom frühen Morgen bis zum späten Abend tummelte sie sich in der Wirtshaft und —“

„Na, hören Sie mal —“ fiel die vorige Sprecherin ein — „ich habe Ihre Frau Mutter noch gekannt, aber ich vermag mich ihrer nur zu erinnern mit verbundenem Kopf und nach allerhand scharfen Essenzen riechend — wozu war das alles?“

„Um! Sie war rheumatisch veranlagt und daher genötigt, sich den Kopf warm zu halten und scharfe Einreibungen zu benutzen. Andernfalls wäre sie die Kopfschmerzen gar nicht los geworden.“

„Mit anderen Worten — sie litt fortwährend an Migräne. So würden wir es wenigstens nennen. In der „guten alten Zeit“ sprach man dagegen von rheumatischen Kopfschmerzen. Daß es sich bei Ihrer Frau Mutter aber nicht um diese handelte, beweist der Umstand, daß sie — wie sie selbst zu mir sagte — besonders bei großer Wäsche, Reinmacherei, Festbäckerei oder ähnlichen Gelegenheiten, wie nach häuslichem Ärger, von dem Übel heimgesucht wurde!“

Der alte Herr war etwas verdutzt, als er diese Ausführungen vernahm, er schien auch keineswegs überzeugt von ihnen, aber — was nützte es ihm, seinem Unglauben Worte zu leihen? Die sämtlichen Anwesenden standen auf der Seite seiner Gegnerin und weideten sich an seiner Verblüfftheit.

Jedenfalls — so viel steht fest — haben zahlreiche Leiden, darunter die Migräne, die wir als Modefrankheit zu bezeichnen pflegen, von jeher existiert. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie sich unter gewissen Einflüssen besonders stark entwickeln, nur darf man die Neuzeit nicht dafür verantwortlich machen, sondern die Bedingungen, unter denen man lebt. Während die Migräne ehemals gerade unter den sogenannten guten Hausfrauen, das heißt jenen, die ruhelos und fieberhaft von früh bis spät herumhasteten, mütete, sucht sie sich heute unter den Gesellschaftsdamen par excellence vornehmlich ihre Opfer. Denn sie ist ein Nervenleiden und als solches zieht sie aus der Ruhelosigkeit der damit Befasteten hauptsächlich ihre Nahrung. Arbeit an sich wird nur in Ausnahmefällen die Nervosität steigern, dagegen tut das jede Tätigkeit — mag sie Arbeit oder Vergnügen heißen — bei der man nicht zur inneren Sammlung gelangt. Es wird häufig behauptet, daß eine vorwiegend geistige Beschäftigung ungesund sei, das trifft in mancher Beziehung zu, aber bezüglich der Nerven seltener als man meint. Ich habe stets die Erfahrung gemacht, daß Gelehrte, wie überhaupt Leute, die täglich viele Stunden am Schreibtisch sitzen, viel weniger nervös sind, als die meisten anderen. Erstens werden sie von ihrer Arbeit in geringerem Grade abgelenkt, als jene — vielleicht lassen sie sich auch nicht ablenken — zweitens leben sie mäßig und drittens sorgen sie fast ausnahmslos durch Spaziergänge oder sportliche Übungen, für die gewisse Stunden des Tages regelmäßig bestimmt sind, für die nötige Bewegung im Freien. Diese ist denn aber doch noch bedeutend nützlicher für die Gesundheit, als das fortwährende Herumlaufen und Stehen im Hause.

Selbstverständlich wird auch die zweckmäßigste und geordnetste Lebensweise Leute, welche die Anlage zu Nervenleiden und speziell zu Migräne mit auf die Welt bringen, nicht ganz von ihr befreien, aber immerhin kann man die Anfälle in der Regel doch vermindern und in ihrem Verlauf abschwächen. Bevor wir auf ihre Behandlung eingehen, wollen wir jedoch zuerst konstatieren, wie dies qualvolle Übel sich äußert. Meist merken die Patienten schon beim Erwachen, daß ein Anfall bevorsteht. Sie fühlen einen dumpfen Druck auf der einen — am häufigsten auf der linken — Stirnseite, der nicht weichen will und in einen stechenden, bohrenden Schmerz übergeht. Übelkeit und Erbrechen kommen dazu, Puls und Atmung verlangsamen sich und ein unsägliches Ruhebedürfnis macht sich geltend. Zuweilen, besonders, wenn man die Nacht über schlafen kann, ist der Anfall am nächsten Morgen vorüber, ebenso oft aber dauert er auch den zweiten oder sogar dritten Tag noch fort. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Migräne durch einen Krampf der Blutgefäße bedingt wird, es tritt entweder durch Einwirkung der im Halsympathikus verlaufenden vasomotorischen Nerven eine Verengung oder eine Erweiterung der Blutgefäße ein. Im ersteren Falle verspürt der Patient ein starkes Kältegefühl, im letzteren machen sich Kongestionen bemerkbar, die sich oftmals darin äußern, daß die leidende Gesichtshälfte anschwillt und sich rötet. Je nachdem das eine oder andere der Fall ist, legt man feuchtwarme oder kalte Kompressen auf die Stirn. Auch ein Schluck Cognac tut im erstgenannten Falle oft gute Dienste. Vor Wein wird man sich dagegen fast immer zu hüten haben, da derselbe die Übelkeit leicht steigert.

Eine zweckentsprechende Diät ist bei Migräne überhaupt von größter Bedeutung. Übelkeit, Erbrechen und gasiges Aufstoßen beweisen ja doch zur Genüge, daß das Leiden, wenigstens in der Regel, mit schlechter Verdauung in Verbindung steht. Während des Anfalles werden die Kranken wohl ohnehin nichts essen mögen, doch sollten sie zum mindesten versuchen, eine Kleinigkeit, etwa eine Tasse Bouillon oder starken Kaffee und ein paar Crêpes zu sich zu nehmen. Das diätetische Verhalten im allgemeinen zum Vorbeugen der Migräne ist jedoch wichtiger. Wer zu dem Übel disponiert, hat sich vor schweren, besonders fetten Speisen und auch vor allzu reichlicher Nahrung zu hüten. Fleischbrühen, leicht verdauliche Gemüse, Hülsenfrüchte in durchgeschlagenem Zustande, gebratenes und gekochtes mageres Fleisch, Milch, kalte süße Speisen und namentlich viel Obst, sind am zuträglichsten. Vielfach wird dem Spinat eine direkt heilsame Wirkung bei Migräne zugeschrieben, woher manche denn auch — und tatsächlich mit gutem Erfolg — vollständige Spinatkuren gebrauchen. Der Nutzen dieses Gemüses im vorliegenden Falle wird durch seinen starken Natrongehalt bedingt. Allerdings kann man die Spinatur auch dadurch ersehen, daß man nach jeder Mahlzeit eine Messerspitze voll Bullrichsalz nimmt. So ganz dasselbe ist es indessen doch nicht. Auch Trauben- und Buttermilchkuren helfen zuweilen. Auf regelmäßige Tätigkeit des Darms ist streng zu achten. Bitterwasser erweist sich im allgemeinen am besten, dazwischen kann man auch Tamarinden, Cascara oder Rizinusöl nehmen.

Daß Spazierengehen und Aufenthalt im Freien wichtige Heilfaktoren bei Migräne sind, wurde bereits gesagt. Auch nicht zu warme Bäder, kalte Abreibungen und vornehmlich häufige — womöglich täglich zweimalige kalte Waschungen des Nackens schaffen Abhilfe des Leidens. Da die Migräneanfälle sich fast immer sehr rasch folgen, wenn die Patienten an zeitweiliger Schlaflosigkeit leiden, so müssen sie in diesem Falle so lange, bis dieser Übelstand beseitigt ist, regelmäßig um ein bis zwei Stunden früher schlafen gehen, als sie sonst gewohnt sind. Damit beseitigt man noch am ersten andauernde Schlaflosigkeit.

Was nun das Verhalten bei eintretender Migräne anbetrifft, so erscheint es ratsam, zuerst ein Glas Wasser zu trinken, in dem eine tüchtige Messerspitze voll Bullrichsalz aufgelöst ist. Erfolgt danach Erbrechen, so schadet das im Grunde nicht viel, doch kann man es meist vermeiden, wenn man sich sofort — aber ohne eine Sekunde der Verzögerung — lang ausgestreckt auf den Rücken legt und die Augen schließt. So verharrt man, ohne sich unnötigerweise zu rühren. Oft wird dem Ausbruch des Anfalls dadurch vorgebeugt. Trifft dies nicht zu, so kommen die schon erwähnten Kompressen an die Reihe. Wenn der Schmerz sich ständig verschlimmert, kann man es auch mit einer Dosis Antipyrin oder Coffein resp. einer Tasse stärkerem schwarzem Kaffee versuchen. Gar zu stark darf er jedoch wegen der Wirkung auf die Herztätigkeit nicht sein. Bei heftigem Erbrechen, das gar nicht zum Stehen kommt, ist das Verschlucken von kleinen Eisstückchen zu empfehlen. Indessen sollten Leute mit schwachem Magen dies Mittel nicht ohne Not anwenden, umsomehr, als anhaltendes Liegen auf dem Rücken dem Erbrechen ohnedies meist Grenzen steckt.

Bevor ich diese Ausführungen schließe, will ich aber noch besonders darauf hinweisen, daß der reichliche Genuß von Obst das Überhandnehmen von Migräne in der Hälfte der Fälle hindert. Man soll nicht sagen, daß man kein Obst verträgt — fast jeder kann sich daran gewöhnen, wenn er systematisch dabei zu Werke geht.

(Nachdruck verboten.)

Unser täglich Brot . .

Novellette von C. Gerhard.

„So ist Deine Haltung herrlich, mein Dieb! Wie gut Du mich verstehst!“

Befriedigt ruhte das Auge des Malers auf der hohen Frauengestalt, die auf einem Podium stand. Ein weißes Gewand von kostbarem Stoff und antikem Schnitt umgab die königlichen Glieder, güldene Spangen umschlossen die entblößten Arme, ein Diadem ruhte in dem rotgoldenen gelösten Haar. Jede Linie des Körpers, der Ausdruck des schönen Gesichts drückte edlen Stolz, Auflehnung gegen widerfahrene Schmach aus.

Mit Meisterhand übertrug der Künstler diese Gestalt auf ein Kolossalgemälde. Es stellte das Innere des Schiffes dar, auf dem Belisar den gefangenen Gotenkönig Vitiges und seine Gemahlin nach Konstantinopel führte. Den Mittelpunkt des farbenprächtigen, figurenreichen Bildes nahm die entthronte Fürstin ein, in der der Maler sein Weib verewigte.

In rastlosem Schaffen entfloß ihm die Zeit, endlich ließ er den Pinsel fallen und sagte froh: „Diese Stunden gaben mir viel, Geliebte, und nun sollst Du für heute Ruhe haben. Nur noch wenige Tage, und das Werk zweier Jahre ist vollendet!“

Sie trat zu ihm, da küßte er sie voll Dank.

„Du machst mich so glücklich, meine Selga, und hast mich zu dieser Schöpfung begeistert, die mir sicher den heiß ersehnten Ruhm bringen wird.“

Matt lehnte sie an seiner Brust, und plötzlich stürzten Tränen über ihre Wangen.

„Was ist Dir, Selga, Geliebte? Hab ich Dich ermüdet? Doch nein, das Übermaß des Glückes läßt Dich weinen, nicht wahr?“

Sie nickte mit seltsamem Lächeln. „Daß mich nun gehen, Eberhard, die Kinder werden nach mir verlangen.“

„Die Kinder, die auch auf meiner Weinwand verewigt sind! Grüße sie!“ sagte er in innigem Ton, „ich will noch fleißig sein.“

Das Zimmer, das die junge Frau betrat, bildete in seiner einfachen, fast dürftigen Einrichtung einen seltsamen Kontrast zu dem mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Atelier. Nur einzelne kostbare Stücke zeugten noch von ehemaligem Glanz.

Jauchzend sprangen die Kinder auf und drängten sich an die Mutter — der fünfjährige Knabe, des dunkelhaarigen Vaters Ebenbild, zwei kleine Mädchen mit lockigen Engelsköpfen.

„Wie schön Du bist, Mutter!“ sagte Gerd bewundernd. „Wie gern muß Vater Dich malen! Auch ich will ein Künstler werden!“

„Werde alles andere, nur kein Künstler!“ erwiderte sie fast hart.

Verständnislos starrte er sie an.

Da wisperte ein silbernes Stimmchen: „Ich habe Hunger, Mutti“, und ein noch zarteres: „Lissi auch Hunger, Mutti!“

Eine flackernde Röte überlief das Antlitz der Frau, sie ging zum Büffet und sagte dumpf: „Nehmt jetzt die beiden Brötchen, später gehe ich aus und danach bereite ich Euch ein gutes Mahl.“

Der Knabe teilte ein Brötchen unter die Schwestern, die Hälfte des anderen reichte er der Mutter. Rosend strich sie über seinen Vorkopf.

„Ich es allein, mein Junge, ich — hab' keinen Appetit.“

„Aber Du hast gestern fast nichts genossen und heute kaum Kaffee getrunken!“

„Ich hole es morgen nach, Liebling. Erzähle nun den Schwestern ein Märchen!“

„Ja, ein Märchen von der See Wunderhold, die Deine Tränen trocknen wird, Mutter!“

Mit feuchten Augen trat sie in die Schlafkammer, hastig löste sie den echten Schmuck aus den Haaren, an den Armen, streifte das kostbare Gewand ab, das sie aus ihrem Hochzeitsstaat geschneitten, und schlüpfte in ein schlichtes, graues Kleid. Dann sank sie in die Knie, ihr Leib bebte, ihre Hände falteten sich, und von ihren Lippen kam wie ein Schrei ein Gebet, immer dieselben Worte, anklagend, bittend, heischend: „Unser täglich Brot! unser täglich Brot . . .“

Daß sie es vermochte, die Empfindungen der Gotenfürstin so überzeugend zum Ausdruck zu bringen — kein Wunder war!

Auch sie schmachtete unter einem Joch, dem Joch der Armut, der vor ihrem Gatten heimlich getragenen Not. Er, der weltfremde Künstler, der zu schaffen, doch nicht zu erwerben verstand, sollte durch die gemeine Sorge nicht gehindert werden in seinem Flug zur Sonne. Mit dem Heldenmut, den nur die Liebe gibt, rang sie schweigend, allein gegen das unerbittliche Geschick und war noch froh, daß Eberhard von den Veränderungen um ihn her nichts merkte. Daß er ihre Verzweiflung nicht ahnte. Aber wie lange noch würde sie die Kraft behalten zum harten Kampf, wie lange sich noch immer ein Ausweg finden lassen?

Ach, wie recht hatte er behalten, ihr Oheim, in dessen reichem Hause sie nach dem frühen Tode ihrer Eltern gelebt: „Tränen und Sorgen werden Dein Teil sein!“ Nur in einem hatte er sich geirrt: Unwandelbar treu war Eberhard ihr geblieben und seine Liebe entschädigte sie dafür, daß die Verwandten sie verließen. Aber er war kein guter Haushalter; von dem Ertrage eines größeren, nach Amerika verkauften Gemäldes richtete er mit künstlerischem Geschmac die Räume für sein junges Glück ein, mit verschwenderischer Hand überschüttete er sein schönes Weib mit kostbarem Schmuck, sie mußte ihn auf einer Studienreise nach Italien begleiten. In Glanz und Duft gehüllt lag diese Zeit vor Selgas rückschauendem Blick. Nach der Heimkehr begab sich Eberhard mit neuer Lust an ein großes historisches Gemälde: Cäsars Tod. Jahre vergingen, bis er es fertigstellte, und dann erregte es wohl Aufsehen und erwarb seinem Schöpfer die Achtung seiner Kunstgenossen; aber niemand kaufte es. Für einen Privatmann war es zu kostspielig und zu kolossal; für eine Galerie wurde es nicht erworben, weil es Eberhard an Protektion fehlte. Doch er sorgte sich nicht darum, er glaubte an seinen Stern!

Und immer wieder malte er die geliebte Frau, die holden Kleinen; aber um kein Geld hätte er diese Porträts anderen überlassen. Nach schwerem Kampf erst hatte er sich entschlossen, Selgas Gestalt und Antlitz für den Belisarstoff zu benutzen.

Lächelnd hatte die junge Frau dem Gatten nach der italienischen Reise die Führung der Finanzen abgenommen; doch bald trug sie dieses Amt als schwere Last. Eberhards geringes Vermögen, ihr winziges mütterliches Erbteil ward angeriffen und allmählich, allmählich aufgezehrt. Der reiche Besitz, den einst ihr Oheim ihr zugedacht, fiel ihrer Heirat wegen milden Stiftungen zu. Wohl hätte Eberhard sie leicht den Sorgen entreißen können, wenn er kleine Bilder gemalt, dem Geschmac des Tages entsprechend, die sicher schnelle Abnehmer gefunden; aber so oft hatte er verächtlich von den Künstlern gesprochen, die ihre Kraft in der Fronarbeit verzettelten. Wie hätte sie ihn denn darum bitten können. Auch schlug sie ihm keinen Wunsch ab; stets hatte er eine gefüllte Börse für beliebige Ausgaben, für Bezahlung der teuren Modelle, stets sorgte sie, daß er alle Jahre einige Wochen im Gebirge, an der See zubrachte, um sich zu erholen und neue Anregungen zu sammeln.

Sie selbst verlagte sich jede Freude, jeden harmlosen Genuß; sie verfertigte mühsame Stickerien, sie verkaufte einen Teil ihres Schmucks, ihrer Einrichtung. Aber was sollte werden, wenn diese Hilfsquellen versiegeten? Beklemmend legte sich ihr die Angst oft auf Herz und Sinn.

„Gott, hilf, gib uns unser täglich Brot!“ Es war ihr Morgen- und ihr Abendgebet.

Zum ersten Male hatten die Kinder heute kein Mittagbrot gehabt, aber sie mußten entschädigt werden. Unruhig durchwühlte sie ihren Schmuckkasten. Kaum etwas von Wert mehr; doch sie konnte das Diadem, die Spangen aus unedlem Metall herstellen lassen, die Originale verkaufen. Eberhard würde es nicht merken, und es brachte Hilfe auf Wochen hinaus. Als die Dämmerung einbrach, rüstete sie sich zu dem schweren Gange. Ach, wie viele Demütigungen hatte schon ihr stolzes Herz um des geliebten Gatten willen ertragen!

Die Tage gingen dahin, immer plastischer, immer lebenswahrer hob sich die Gestalt der Gotenfürstin aus dem Gemälde, und endlich war es vollendet.

In selbigem Stolz standen die Gatten davor und Eberhard beschloß, eine kleine Feier im Atelier zu veranstalten. Selga willigte ein, sie hatte ja noch Geld. Sie gewann es über sich, an dem Feste teilzunehmen in jenem weißen Gewande — doch ohne Schmuck; sie plauderte und scherzte mit den Künstlern und Kunstfreunden; jeder bewunderte sie und niemand ahnte, welch fieberndes, sorgendes Herz unter der seidernen Hülle schlug. Eberhard holte seine holden Kinder in den Saal, und die Freunde priesen begeistert sein vollkommenes, makellofes Glück. Und doch hörte Selga aus allem Lob des Bildes heraus, daß niemand an die Möglichkeit seines Verkaufs dachte.

Auch diese letzte Hoffnung dahin! — — —

Einige Tage später kam Eberhard froh erregt zu Selga. „Carlo Milardo hat mir geschrieben“, rief er. „Er hat sich in München beim Anblick meines sterbenden Cäsars an mich erinnert und bittet mich, ihn nach Belguardo zu begleiten, von dort

Rom mit ihm zu durchstreifen. Gerne folge ich seiner Bitte, aber die Trennung von Euch und die Kosten —“

„Laß sie meine Sorge sein und wir — wir begleiten Dich in Gedanken.“

„Mein teures Lieb, Deine Güte beschämt mich!“

Ein Seufzer zitterte über ihre Lippen, als er gegangen, und dann suchte sie in Hast das stets noch bewahrte, einzige Andenken an ihre Mutter, ein Brillantkrenz hervor. Wenn sie es jetzt verkaufte und einige noch entbehrliche Möbel, konnte Eberhard zum Conte Milardo reisen.

Blöcklich grub sich eine Falte in ihre Stirn. Dieser Mann war — ihr Feind. Wohl sah er sie nie, aber einst schrieb er an Eberhard: „Nimm Dir kein Weib und besonders kein armes. Es wird Dir ein Geminnis sein.“ Ohne Ahnung von dem Inhalt hatte ihr der Verlobte den Brief gegeben.

Ein Geminnis — nein, noch war sie es nicht, noch hatte er unberührt von Sorgen seinem Genius folgen dürfen. Aber nun, da jedes Mittel erschöpft ist, da konnte es wahr werden, das traurige Wort! Da würde die fromme Lüge zerfallen, da würde er den Abgrund sehen, an dem sie standen, da würde auch er, unfähig, sich zu ernähren, darben müssen! Nein, nein, er durfte nichts erfahren, er mußte bei seinem reichen Freunde bleiben, wo er nichts entbehren würde. Sie aber und die Kinder — sie waren zu viel auf der Welt!

Hatte sie es laut gedacht, es hinausgeschrien das grausame Wort? Nein, doch Wahrheit bleibts. . . Zuviel auf der Welt! Und ihre Kinder sollen nicht wie Proletarier aufwachsen, nicht einst Betteln müssen.

Also sterben! Faßt Du es ganz, das Furchtbare, Du arme Mutter?

Sie greift sich an die Stirn. Einen Ausweg gibt es noch. Einer der Künstler, der auf dem Feste war und den sie haßt, weil er ihr stets von ihrer Schönheit spricht, hat ihr angedeutet, daß er für ein Modell wie sie als Kleopatra, Helena, Gretchen ein Vermögen hingeben würde.

Ein Augenblick der Versuchung, — das Leben, das Glück lockt! — — — Nein, nein, nein, nur Dir diene ich mit allem, was ich habe, mein Eberhard! Und Dir bringe ich — mein schwerstes Opfer!

Fassungslos schluchzend liegt sie beim Abschied in ihres Gatten Arm.

Dann beginnt sie eine fieberhafte Tätigkeit, sie arbeitet ohne Ende, um noch kleine Schulden zu decken und ein Sümichen zu hinterlassen — für ihr Begräbnis. Wie der Gedanke an ihr Vorhaben sie martert, die Sehnsucht nach dem Gatten sie quält, der Anblick der Kinder sie foltert! Und doch reißt sie sie oft an sich und erstickt sie fast mit ihren Küssen. Ganz sanft, im Schlaf, durch Kohlendunst sollen sie von dem Elend, das ihrer wartet, befreit werden, und sie mit ihnen.

Immer bleicher wird ihr Antlitz, immer glühender ihr Blick, immer bohrender der Schmerz in den Schläfen. Nun noch ein Tag, dann ist die Arbeit ihres Lebens getan, dann solls geschehen!

Aber am Morgen liegt sie in irren Fieberphantasien, der herbeigerufene Arzt stellt eine schwere Gehirnentzündung fest. Am Abend kehrt Eberhard zurück, vom Grafen begleitet. Bange Ahnung, durch Helgas seltsames Wesen beim Abschiede hervorgerufen, hat ihn hergetrieben. Er findet sie todkrank!

Sie erkennt ihn nicht, in wirren Worten entschleiert sie ihre Not, ihre Seelenqual, ihr Vorhaben, und dazwischen steht sie: „Unser täglich Brot — — unser täglich Brot . . .“

Niedergebrochen in fassungslosem Schmerz achtet er nicht des Sinnes ihrer Reden; doch der Graf versteht sie nur zu gut und begreift aus ihnen und den harmlosen Antworten der Kinder alles. Ehrfürchtig steht er vor diesem still getragenen Geldentum, und der Wunsch, zu helfen und gut zu machen, woran auch er gefehlt, wird mächtig in ihm.

Doch erst muß sie genesen, die ärmste Frau! Alles geschieht, was Wissenschaft und Pflege vermögen. Sie ist gerettet; aber eine müde Schwermut liegt auf ihren Zügen.

Da tritt eines Tages Eberhard an ihr Lager; er überschüttet sie mit Gold und Kassenscheinen und jubelt: „Carlo hat den Vesljar zu einem schwindelnd hohen Preise gekauft; er schenkt es der Stadt Rom, vorher aber soll es die Welt durchziehen. Und dann erhielt ich den Auftrag, Weibestreue zu verherrlichen. Wer könnte es besser als ich, dem Du gehörst, mein Weib!“

Berklärt lauscht sie ihm, ihre Augen suchen ihre Kinder.

Dem Leben erhalten, begnadigt! Und mit Inbrunst betet sie: „Gott, Allmächtiger, ich danke Dir, daß Du uns täglich Brot schenkst. . .“

(Nachdruck verboten.)

Aus aller Welt.

T. Eine Maschine zur Messung von Gedanken. Einem echten amerikanischen Erfinder ist kein Einfall zu verrückt, daß er ihn nicht in die Welt setzen sollte und er findet damit bei seinem Landsleuten immer ein Publikum mit willigem Gehör. Die neueste Tollheit amerikanischer Erfindung ist eine Maschine zur Messung von Gedanken und Erregungen, die nach einer Meldung des „English Mechanic“ in Washington tatsächlich patentiert sein soll. Das Patent lautet auf einen „diamagnetischen Separator“. Augenblick zeigt die Maschine die Wirkung der verschiedenen Denksustände auf den Körper an. Wenn die Versuchsperson ein junges Mädchen ist und ein von ihm bevorzugter junger Mann vorübergeht, so soll die Liebesempfindung ein Ansteigen der Temperatur bewirken, das durch ein am Apparat befindliches Zifferblatt erkennbar wird. Wird als Versuchskaninchen eine Frau reiferen Alters gewählt, deren Leidenschaft hauptsächlich aus Sorgen um ihren Putz besteht, so kann — das ist ungefähr wörtlich die amerikanische Schilderung — durch den „diamagnetischen Separator“ folgendes an ihr beobachtet werden: Wenn ihr vom Schneideratelier mitgeteilt wird, daß ihr neues Seidenkleid erst nächste Woche fertig werden wird, so geht der Zeiger des Apparats mit einem Ruck zurück, die seelische Depression andeutend, und steigt dann erst allmählich wieder auf einen höheren Stand, während die Beruhigung der enttäuschten Dame erfolgt. Bei solchen Dingen, die weit und breit in den amerikanischen Blättern verhandelt werden, ist es schwer, die Frage zurückzuhalten, was man von dem eigentlichen Kulturzustand eines Volkes denken soll, das mit einem gewissen Ernst derlei Verrücktheiten behandelt.

C. K. Aus den Memoiren eines Journalisten. In London erregt ein soeben veröffentlichtes Buch „My Memoirs“ von dem unlängst verstorbenen Korrespondenten der „Times“, de Blowitz, allgemeine Aufmerksamkeit. Die Memoiren sind außerordentlich reich an Material zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit und enthalten auch eine Fülle von Notizen über Personen, die im Vordergrund der Ereignisse standen. Aus den bis jetzt vorliegenden Auszügen haben besonders einige Stellen Interesse, die sich auf Fürst Bismarck und Kaiser Friedrich beziehen. Blowitz traf während seiner journalistischen Laufbahn wiederholt mit dem „eisernen Kanzler“ zusammen. In Gesellschaft des Fürsten Gohenslohe speiste er während des Berliner Kongresses bei dem Fürsten und der Fürstin; er schildert den Eindruck, den er von seinem Wirte empfing, folgendermaßen: „Er war viel größer, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte ihn noch nie gesehen — außer bei Mme. Ruffand in London, wo mir ein kleines Bild von ihm ist —, und als ich diesen Mejen in Uniform des Zimmers betreten sah, war ich ganz verblüfft. Sein Kopf war noch außerordentlich. Seine Ohren waren groß, weit geöffnet für die Hunderte von Gerüchten, die zu ihnen von den vier Enden des Weltalls kamen. Sein Kinn gab eine feste Grundlage für die großen Kinnbacken ab, die sicher nie etwas verlieren würden, was sie einmal erfaßt hatten, bis es in Felsen war; während seine Augen, schön geformt mit ihren überschattenden Augenlidern und schön gezogenen Brauen einen Blick in die Ferne hatten, als ob sie über ihren sichtbaren Horizont hinausblickten.“ Später am Abend, als sich der Kanzler zu dem Gemüß seiner riesigen Pfeife niedergelassen hatte, überkamen ihn Erinnerungen; noch jetzt, nach vielen Jahren, sind seine Worte von hohem Interesse: „Der Frieden von San Stefano war eine der gedankenlosesten Taten der modernen Geschichte. Ignatiow machte einen Fehler, den kein wirklicher Staatsmann je begangen haben würde. Er nahm alles, was er bekommen konnte. Wenn ein Feind besiegt ist und man ihm den Fuß auf den Nacken setzt, kann man ihn zwingen, alles zu geben, was man braucht; aber man muß an die Folgen des Sieges ebenso gut denken, wie an die Folgen der Niederlage. Wir ständen nicht da, wo wir jetzt sind, wenn ich im Jahre 1866 wie Ignatiow gehandelt hätte, wenn ich von Osterreich Gebiet genommen hätte. Damals waren alle gegen mich. Ich hatte bei unserem Aufbruch gesagt: „Sollten wir siegreich sein, so werde ich kein österreichisches Gebiet annectieren; denn wir dürfen nicht ewig Feinde bleiben. In zehn oder zwölf Jahren müssen wir mit Osterreich zu einer Verständigung kommen können.“ Als wir siegreich waren, wollten alle, daß ich österreichisches Gebiet nähme. Ich blieb trotzdem fest, und seitdem hatte ich oft Veranlassung, mich dazu zu beglückwünschen.“ Bei diesen Worten mußte ich dem Fürsten ins Angesicht blicken; er las sogleich in meinen Augen die Frage, die mir auf den Lippen schwebte; denn ohne auszuweichen fuhr er fort: „Ich weiß, was Sie meinen; Sie denken an den letzten Krieg. Aber im Jahre 1871 handelte ich ebenso. Damals war Frankreich in unseren Händen. Paris war erobert, die Kommune war im Anzuge, alles

war aufgelöst, und wenn ich wie Ignatiew gehandelt hätte, so würde ich die Picardie und Champagne verlangt haben. Das fiel allerdings keinem ein; als ich gedrängt wurde, Belfort und Metz zu nehmen, sagte ich: „Nein, Belfort ist in der Hand der Franzosen, es muß ihnen verbleiben.“ Und selbst mit Bezug auf Metz zögerte ich, als ich die Verzweiflung des armen Thiers sah. Aber, wie Sie wissen, muß man beim Schluß eines Feldzuges, wie dieser war, auch das militärische Element in Erwägung ziehen, und ich mußte auf Moltke hören, der mir stündlich wiederholte: „Metz in unseren Händen oder in den Händen der Franzosen bedeutet einen Unterschied von 100 000 Mann mehr oder weniger im Heere.“ Ich konnte meinem Volke nicht die Last auflegen, im gegebenen Augenblick 100 000 Mann mehr in den aktiven Dienst zu stellen.“ Eine der ergreifendsten Kapitel dieser Memoiren ist vielleicht das, in dem die Geschichte vom „Kampfe Friedrichs des Edlen mit dem Tode“ erzählt wird. Die bisher nur einigen Auserwählten bekannte Szene, wie er in der „Weißen Villa“ in San Remo die Nachricht seiner Thronbesteigung empfangen hat, schildert Blowitz wie folgt: „Alle Mitglieder des Haushaltes waren versammelt und standen in einem Kreise umher. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der Kaiser erschien. Er war wieder schön geworden, wie in den strahlenden Tagen seiner Jugend. Sein von einigen Silberfäden durchzogener Bart glühte in dem glänzenden Licht des Kronleuchters. Groß und gut gebaut, beherrschte er die ganze Gesellschaft. Mit festen Schritten ging er gerade auf einen kleinen Tisch in der Mitte des Salons zu und schrieb — die Nöhre in seiner Kehle verhinderte ihn am Sprechen, — einige Zeilen, die er unterzeichnete. Ein Offizier las das Geschriebene laut vor. Es war die Nachricht vom Tode Kaiser Wilhelms und von seiner eigenen Thronbesteigung als Friedrich III. Dann ging der Kaiser auf die Kaiserin zu, verbeugte sich tief und ehrerbietig vor ihr, wie um ihrem tapferen Mut zu huldigen, und mit einer ernsten und zärtlichen Gebärde legte er ihr das Band des Schwarzen Adlerordens um den Hals. Mit Tränen in den Augen warf sich die Kaiserin in die Arme Friedrichs III., und in dieser Umarmung ließen sie ihrem Schluchzen, das sie so lange heldenhaft unterdrückt hatten, vollen Lauf. Alle Anwesenden schritten dann an dem neuen Kaiser vorüber. Dr. Morell Mackenzie, der die Operation ausgeführt hatte, hielt etwas länger als die anderen an. Friedrich III. hatte seine beiden Hände ergriffen und schloß sie warm in die seinen. An einem Tischchen schrieb der Kaiser einige Worte des Dankes für ihn auf: „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich lange genug am Leben erhalten haben, um den tapferen Mut meiner Frau belohnen zu können.“ Nach dieser kurzen Szene verließen alle den Salon.“

(Nachdruck verboten).

Rätselle.

Bilderrätsel.



Gleichklang.

Ich sah darunter.
Ich nahm's zur Hand,
Um das vom Himmel
Darauf zu zeichnen.
Mein kleiner Sohn
Nahm's auch zur Hand
Und trieb viel Unfug,
Bis ich's ihm wehrte.
Da! Klingendes Spiel!
Soldaten taten's
In unsere Straße.
Und alle nun standen,
Und sah'n und lauschten.

Telegraphenrätsel.

— — — — — Kleidungsstück.
— — — — — Gefäß.
— Vorname.
. Zahlwort.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der Wörter, deren Bedeutung oben angegeben ist. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die auf die Striche treffenden Buchstaben im Zusammenhang einen Zettabschnitt.

Verschiebungsaufgabe.

Von German Rothenfels.

Folgende 15 Wörter:

W i d d e r
W i e n
B e r n
W e g w e i s e r
E r i c h
K r ö n u n g
P a s t o r
H e s s e n
M a t r i k e l
B e s e n
W a s c h f r a u
K ü h l u n g
S t a n l e y
P e d a l
K i e f e r

sind so lange nach rechts oder links seitwärts zu verschieben, bis 2 senkrechte, nebeneinanderstehende Buchstabenreihen a) den Titel eines Dramas von Otto Ernst, b) den eines Dramas von Max Dreher ergeben.

Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V hat einen mathematischen Null ouvert, kommt aber nicht zum Spiel, da M, der Mittelhandspieler, statt vorsichtigerweise zu passen, Großspiel ansagt auf folgende Karte:

a, b, cB; aA, D; bA, 10; c10, K, D.



Das Spiel wird verloren. Im Skat lagen bK, D, H hatte 31 Augen in der Karte. Der Spieler kann nicht verhindern, daß die Gegner auf 65 kommen. Wie saßen die Karten, wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderrätsels.

Alttertumskunde.

Auflösung des Merkrätsels.

Erdbeerbowle.

Auflösung des Scherzrätsels.

April.

Auflösung der Gleichung.

Sommer (a Somali, b Ali, c Meisen, d Eisen, e Erde).

Auflösung der Schachaufgabe.

(Bierzüger von Nemo und Feigl: W. Kb1, Dh1, Le1, f3, Se4, Bb5, h5; Schw. Ke3, Ld8, Sc8, Bb6, d7, h4.)

1. Dh1—g2, Kf4 2. Dg4†, Ke3 3. Lf2†. — 2. . . , Ke5 3. Lc3†.
- 1. . . , h3 2. De2†, Kf4 3. Lg3†. — 2. . . , Kd4, 3. Lc3†.
- 1. . . , Kd4 2. Lc3†, Kc4 3. De2†. — 2. . . , Ke3 3. Le5.
- 1. . . , Lf6 2. Dd2†, Kf3: 3. Sf6: . — 1. . . , beliebig
2. Lf2†, Kf4 3. Ld4. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Hans Maruffe, R. Diminski, Georg Schaffstädter, Paul und Gertrud Klettke, August Schwantes, Ludwig Eichholz, Wilhelm Richter, Max Lorenz, Käthe Schleising, Curt Boubier, Karl Kemp, Hans Werner, Bromberg. Anna Gottschall, Rafael. A. F., Schneidemühl.